Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Eine Philosophie des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Bergson, Henri
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764025

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EINE PHILOSOPHIE DES LEBENS

HENRI BERGSON

(Fortsetzung)

So werden am Leben, an der Bewegung, am Werden die Grenzen des Intellekts offenbar.

Statt des Lebens erfasst er sein Substrat, statt der Bewegung das Bewegte und die Bahn, statt des Werdens sein Resultat, das Gewordene. Die Schranken des Intellekts sind aber auch die der Wissenschaft. Sie reicht gerade soweit, als seine Begriffe sich spannen. Das hat Kant philosophisch begründet und damit das moderne Wissenschaftsideal aufgestellt. Es ist ein mathematisch logisches. Was die alten Pythagoräer über ihre Tempel schrieben: Kein Ungeometrischer darf hinein! das steht auch über den Pforten der modernen Wissenschaft. Kant sah deshalb in jeder Disziplin gerade soviel Wissenschaft als Mathematik darin steckt. Solange dieses mathematische Wissenschaftsideal dem Raume und der Materie gegenüber Anwendung findet, ist es durchaus berechtigt. Eine Überspannung seiner Forderung tritt erst da ein, wo es auch auf dem Gebiet des Werdens und des Geistes gelten will, also in der Biologie, in der Psychologie, in der Geschichte und Metaphysik. So zum Beispiel bei Spinoza, der die höchsten philosophischen Fragen nach geometrischer Methode studieren wollte. Auf diesen Gebieten versagt die mathematisch logische Methode, und zwar genau aus den selben Gründen, die es dem Intellekt unmöglich machten, in sie einzudringen.

Wenn Bergson so die Grenzen des Intellekts und damit der Wissenschaft ziemlich eng steckt, kann man sich wirklich fragen, wozu er denn gut ist, welche Rolle ihm denn zu spielen verstattet werde und wo denn sein eigentlicher Wirkungsbereich sei. Darauf gibt Bergson ungefähr folgende Antwort:

Der Intellekt ist vor allem eine praktische Fähigkeit. Wir finden uns alle in eine Welt hineingestellt, in der wir handeln müssen. Es umgibt uns eine Wirklichkeit, in die wir praktisch eingreifen, die wir an diesem oder jenem Punkte verändern, unsern Zwecken dienstbar und gefügig machen müssen. Dazu dient uns der Intellekt. Er bereitet die motorische Funktion vor,

die ins Handeln ausmündet. Er ist die Umschaltestation zwischen Wahrnehmung und Handeln. Er hat die zentripetale Richtung der von außen kommenden Eindrücke in die zentrifugale der motorischen Entladung zu verwandeln oder doch diese Verwandlung vorzubereiten. Das intellektuelle, begriffliche Denken ist daher kein absolutes, uninteressiertes, sondern ein gerichtetes Denken, gerichtet auf die praktische Befriedigung unserer Bedürfnisse. „Wir erkennen in den meisten Fällen nicht, um zu erkennen, sondern um eine Partei zu ergreifen, um einen Vorteil zu gewinnen, um zu handeln", um die Umwelt unsern Zwecken gemäß ordnen, ihre Veränderungen voraus wissen, berechnen und damit beherrschen zu können. Der Intellekt hat zu diesem Zwecke die Wissenschaft und die Technik hervorgebracht. Wir stauen in der Wissenschaft eine ganze Menge von Erkenntnissen auf, von denen wir hoffen, dass wir sie irgendwie einmal praktisch verwerten können. Bei manchen dieser Erkenntnisse, bei denen wir das nicht sofort sehen, entdecken wir oft sehr viel später ihre praktische Verwendbarkeit. Die Begriffe, mit denen wir diese Erkenntnisse ausdrücken, sind Versuche, in welcher Richtung wir etwas mit einem Gegenstand anfangen können. „Einen Begriff auf einen Gegenstand anwenden, heißt ihn befragen, was wir mit ihm machen können, was er für uns tun kann; ein Objekt mit einem Begriffe etiquettieren, heißt: in bestimmten Ausdrücken die Art der Handlung oder Haltung festlegen, zu der das Objekt uns veranlassen soll." Nun haben wir uns vor allem im Reich der Materie zurecht zu finden, sind beständig genötigt, in sie einzugreifen und sie uns dienstbar zu machen. Deshalb hat sich der Intellekt in seinen Funktionen ihr vor allem angepasst, weil sie in erster Linie den Stoff abgibt für das Handeln, zu dem uns der Intellekt vorbereitet. Um ihr festes und beharrliches Wesen fassen zu können, hat er deshalb seine festen und beharrlichen Begriffe ausgebildet. Er ist daher besonders befähigt, die Materie und ihre Verhältnisse zu erkennen und zu beherrschen. Zu diesem Zwecke versucht er, sie ganz in berechenbare und messbare Elemente aufzulösen und kommt eben damit zu dem bereits genannten mathematischen Wissenschaftsideal, das, ganz der Materie angepasst, auf ihre Beherrschung abzielt. Grundbedingung dafür ist der homogene, gleichartige Raum, den wir beliebig zerschneiden,

wieder zusammensetzen und aller Materialität wie ein ungeheures Netz überwerfen können.

Wenn Bergson das begriffliche Denken, den Intellekt, mit dieser Anschauung nur als eine *praktische* Fähigkeit einschätzt, so ist er damit auch zu einer pragmatischen Wertung des Denkens und der Wissenschaft gelangt, wie James, den ich in einem früheren Aufsatz besprach, oder etwa Mach, Vaihinger und andere. Aber dieser Pragmatismus spielt doch im Ganzen seiner Philosophie eine viel untergeordnetere Rolle. Bei den amerikanischen reinen Pragmatisten ist der Pragmatismus der Weltweisheit letzter Schluss. Alles Denken dient bei ihnen ausschließlich dem Handeln und hat nur in der Wirkung seinen Zweck und seinen Sinn. Die praktische Wirkung allein entscheidet über den Wert und sogar die Wahrheit des Denkens. Wahr ist, was wirkt; eine Wahrheit ist nur dann wertvoll, wenn sie eine praktische Wirkung ausübt. Bergson aber beschränkt diese pragmatische Wertung ausschließlich auf das *verstandesmäßige*, *begriffliche* Denken, das in der Wissenschaft und im praktischen Leben an der Tagesordnung ist.

Neben oder vielmehr über diese pragmatische Erkenntnisart setzt er eine höhere, wertvollere, die von praktischen Zwecken nicht mehr unterjocht oder gefärbt wird. Es ist die Erkenntnis, die nicht der Intellekt, sondern die *Intuition* uns verschafft.

Wir treffen ihre Wurzeln in der biologischen Entwicklungsreihe schon frühe an, im Instinkt. In der biologischen Entwicklung des Erkenntnisvermögens sehen wir nämlich eine Gabelung eintreten, die nach zwei verschiedenen Richtungen hinweist. Die eine läuft aus in den Instinkt, der bei den Arthropoden seine höchste Stufe erreicht, die andere in den Intellekt, der mit der Ausbildung des Gehirns im Menschen seinen Höhepunkt erzielte. Wer die Erkenntnis untersucht, darf ihre biologische Entwicklung nicht außer acht lassen. Dass Kant es tat, der die Vernunft nur als eine fertig gegebene und nur ihren Gültigkeitsanspruch untersuchte, macht ihm Bergson zum Vorwurf. Die beiden Erkenntnisvermögen des Intellekts und des Instinkts lassen sich nicht mit einander vergleichen oder auf einander zurückführen. Der Instinkt und die Intuition, die aus ihm hervorwuchs, ist nicht etwa nur ein weniger ausgebildeter Intellekt, wie man anzunehmen liebt,

sondern ein prinzipiell und wesentlich verschiedenes Erkenntnismittel. Wo der Intellekt auf einem mühsamen Wege durch Verarbeitung der Wahrnehmungen, Begriffsbildung, Schlussurteil und schließlich Erregung des motorischen Apparates zu seinem Ziele kommt, trifft der Instinkt in wunderbarer divinatorischer Sicherheit das Richtige. Woher weiß es eine bestimmte Wespenart, dass sie die Raupe, in die sie ihre Eier legt, gerade an einer bestimmten Stelle ihres Nervensystems stechen muss, um sie zu lähmen, ohne sie zu töten? Welche wunderbaren Erkenntnisse, und nicht durch irgend eine intellektuelle Betätigung gewonnen, treten uns in einem Bienen- und Ameisenstaat entgegen! Eine Art Einssein mit dem Leben selber, eine unmittelbare sympathische Verbundenheit und Einfühlung bringt dort eine viel tiefere und sicherere Kenntnis und Beherrschung der Wirklichkeit zu stande, als sie dem Intellekte mit seinen Begriffen möglich ist.

Treffen wir den Instinkt in höchster Ausbildung bei den Insekten, so ist er doch auch beim Menschen nicht ganz verkümmert, obschon sich dieser hauptsächlich des Intellekts als Erkenntnisorgans bedient. Der Intellekt bildet zwar beim Menschen gleichsam den hellen Kern seines Bewusstseins; aber ihn umgibt wie ein leuchtender Nebel die Sphäre der Intuition, die als eine dem Instinkt analoge Fähigkeit zu betrachten ist. Durch sie finden wir ein unmittelbareres Verhältnis zum Leben als durch den Intellekt, dem nur eine mittelbare Erkenntnis möglich ist. Wir können das an zwei Stellen deutlich machen: Einmal am Verhalten des gesunden Menschenverstandes, der gewisse Einsichten besitzt, die dem Intellekte unzugänglich sind. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Jenes oft zitierte Wort Pascals, dem Boutroux letzthin eine besondere philosophische Untersuchung widmete: „Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas“, spricht die selbe Wahrheit aus. Dieser gesunde Menschenverstand, den wir in diesem Falle einer Art von ahnendem Gefühl gleichsetzen dürfen, rechnet und denkt nicht in Begriffen, sondern fühlt sich in Menschen und Verhältnisse ein und erfasst sie von innen, wo der Verstand an der Außenseite hängen bleibt. Leuchten nicht Sympathien und Antipathien oft tiefer in die seelische Wirklichkeit eines andern hinein, als alles psychologische Denken es vermag?

Eine andere Stelle, wo wir die Intuition am Werke sehen, ist die künstlerische Inspiration. Sie gewinnt eine Tiefe der Einsicht in die Weltwirklichkeit, wie sie der Verstand niemals erreichen wird. Die künstlerische Intuition erzielt ihre Anschaulichkeit und ihre Erkenntnisse nicht durch Analyse; sie löst einen Gegenstand, den sie erfasst, nicht in die einzelnen Teile auf, um sie dann wieder zu verbinden, wie der Verstand es tut, sondern sie schaut die einzelnen Teile in ein Ganzes zusammen; sie erfasst die Wirklichkeit von innen. Sie versetzt sich ins Herz der Dinge, fühlt dort ihren Puls und ihr Leben und gewinnt dadurch den Antrieb zur Gestaltung. Gibt ein „Faust" nicht eine tiefere Erfassung des Lebens als alle Lehrbücher der Anthropologie, Psychologie und Ethik zusammen? Ist in der Matthäuspassion von J. S. Bach, in der Pietà von Michelangelo nicht ein unmittelbareres Verhältnis zum religiösen Leben gewonnen als in den Begriffen der Dogmatik? Natürlich müssen diese auch sein, wie die Lehrbücher der Psychologie; aber was diese uns geben, sind mehr die Abfälle des Lebens, seine Erstarrungen, Überreste und Gewesenheiten — die welkenden Blätter auf der Oberfläche eines Teiches — und nicht mehr das quellende pulsierende Leben selbst. Noch besser kann vielleicht an einer philosophischen Konzeption das Walten der Intuition gezeigt werden. Denn so gut wie dem Kunstwerk liegen auch den großen philosophischen Systemen schöpferische Einfälle, glückliche Problemfunde und neue Fragestellungen zu Grunde. Nur dass sie auf's Ganze der Wirklichkeit zielen und nicht auf das Einzelne wie das Kunstwerk. Diese hellsichtigen Visionen und Problemstellungen, die eine neue Seite des Weltproblems erschauen und erfühlen, diese Konzeptionen — eigentliche Empfängnisse — setzen erst nachträglich die Verstandesarbeit in Betrieb und werden dadurch zu begrifflichen Systemen ausgearbeitet. Ihre Einzelresultate liegen dann oft sehr weit ab von der glücklichen Grundanschauung, die eine neue richtige Erkenntnis im Flug erhaschte. Diese Konzeptionen aber sind das eigentlich Schöpferische; Höhenvisionen, zu denen wir immer wieder von den ausgearbeiteten Systemen zurückkehren, weil die Intuition in ihnen tiefere Blicke in die Weltwirklichkeit getan hat als der Verstand, der dann logische Ordnung hineinbrachte. Von manchem Geisteswerk darf man

sagen: Es war eine Intuition; die fiel unter die Räuber der Begriffe und logischen Formeln. Die überfielen sie und ließen sie liegen. Ich erinnere nur an den Gegensatz zwischen der genialen Konzeption der Hegelschen Philosophie und ihrer Verzerrung durch die begriffliche Arbeit.

Wir haben nun an einzelnen Beispielen eine Anschauung von dem Walten der Intuition bekommen. Wir wollen noch kurz versuchen, sie als Methode der Erkenntnis im Zusammenhang zu betrachten und dem Intellekt gegenüberzustellen. Ihr Objekt ist das Leben, das Organische. Der Verstand ist auf das Geometrische und Materielle eingestellt, er hat es mit Raum und Zahl zu tun; ihm entwischt gerade das Wesentliche des Lebendigen. Die Intuition aber ergreift es frischweg, in einer „unendlichen Reihe von Akten, die jeder von besonderer Art sind und allen Graden des Seins entsprechen". Die Analyse des Verstandes gibt immer nur Relationen und kann nur in den Symbolen der Begriffe reden; die Intuition hebt den Schleier der Symbole und schaut das Absolute. Anstatt die bewegliche Wirklichkeit in unbewegliche, feste Begriffe zu füllen, lässt sich die Intuition in ihr selbst nieder, schwimmt in ihr mit, folgt ihren unaufhörlich wechselnden Richtungen und ergreift sie so durch eine Art von Mitleben, durch Einfühlung, durch Sympathie. Ihr Wert und ihr Ziel besteht darin, das Unmittelbare zu erleben, „revivre l'immédiat"; der Verstand kann nur mittelbar, durch die Begriffe hindurch, zum Leben gelangen und auch dann erhält er eine verzerrte Erkenntnis davon; denn er geometrisiert alles. Sein Ideal und unablässiges Bemühen ist, die Weltwirklichkeit in eine Formel oder eine Zahl zu bannen, sie als Mechanismus zu deuten. Die Intuition schaut sie als einen gewaltigen Organismus wie jenen Weltenbaum Yggdrasil, in dem der Saft des Lebens aufsteigt und rastlos neues hervortreibt. Die Intuition macht die großen glücklichen Funde; sie gräbt das Gold aus der Tiefe und reicht es dem Verstande hinauf. Dieser münzt und verarbeitet es, verderbt und fälscht es gelegentlich durch seine Beimischungen. Ihr Ausdruck ist nicht der unbewegliche Begriff, sondern das lebendige Bild. Während der starre Begriff das Unterscheidende und Individuelle verwischt, wird gerade dieses von der Intuition mit ihren gleichsam flüssigen und schmiegsamen Begriffen und Bildern erfasst, die

stets wieder neue, tiefere Seiten des Lebens darstellen. Während der Verstand durch sein dialektisches Verfahren immer wieder in letzte und unlösbare Widersprüche gerät, wie die Philosophien Kants und Hegels zeigen, hebt die Intuition als eine Art Überbewusstsein, „supraconscience", die Gegensätze des Denkens auf und deutet sie als die verschiedenen Seiten der einen und immer wieder sich wandelnden Wirklichkeit. Aber um sich also mitten in das pulsierende Leben selber hineinzuversetzen durch Intuition, bedarf es einer schmerzhaften Anstrengung, die ebenso selten ist wie die Freiheit. Wir sind alle zu sehr praktisch interessiert, um uns zu einer uninteressierten Betrachtungsweise aufzuschwingen. Auch erhält man von der Wirklichkeit keine Intuition, kein intellektuelles Mitfühlen mit dem, was sie im Innersten besitzt, „wenn man nicht ihr Zutrauen durch eine lange Kameradschaft mit ihren nach außen gerichteten Offenbarungen gewonnen und dann diese in ihrer Besonderung wieder zusammengeschmolzen hat. So nur wird die rohe Stofflichkeit der Tatsachen, die wir erkannt haben, aufgehoben". Der Intellekt führt zur positiven Wissenschaft; die Intuition zur Metaphysik — und wir dürfen hinzufügen: zur Kunst und zur Religion. Beide sind notwendig: die Wissenschaft und die Metaphysik. Nur darf jene nicht den Anspruch erheben, das Leben selbst und die Wirklichkeit in ihrem Innersten zu fassen, sondern muss sich bewusst sein, dass sie eine Übersetzung der Wirklichkeit in die Sprache der Symbole, der Begriffe ist. Und die Metaphysik anderseits darf nicht nur eine Systematisierung der einmal gewonnenen Erfahrung sein, oder etwa gar nur bloße Spekulation, sondern muss die Fühlung mit dem lebendigen Werden aller Wirklichkeit behalten und stets durch neue „Peilungen" in der Erfahrung zu erweitern und zu berichtigen versuchen. Sonst geschähe es, dass „die Metaphysik unter der Wirklichkeit einen tiefen Tunnel graben würde, und dass die Wissenschaft eine zierliche Brücke über sie schlüge, während der bewegliche Fluss des Geschehens zwischen diesen beiden Kunstwerken hindurchströmt, ohne sie zu berühren".

Welches ist nun das Weltbild, das Bergson durch die Intuition gewinnt? Abschließendes darüber lässt sich allerdings noch nicht sagen, da sich Bergson über die letzten und höchsten Ziele, über Kunst, Ethik und Religion, noch nicht zusammenhängend ausgesprochen hat.

Die Intuition erfasst die gesamte Weltwirklichkeit als ein unendliches, schöpferisches Werden. Damit stellt sich die Intuitionsphilosophie Bergsons allen Philosophien des reinen, dauernden Seins, von Parmenides und Plato bis zu Spinoza, schroff gegenüber. Tief im Innersten verwandt fühlt er sich dem alten, dunkeln Heraklit, dessen Grundsatz: alles fließt! der Tendenz von Bergsons Philosophie am nächsten steht; sie hat keinen andern Zweck, als dieses Werden zu begreifen oder vielmehr mitzuerleben. Die Welt *ist* nicht und *war* nicht und wird nicht *sein,* sondern sie *wird.* Sie ist in ihrem tiefsten Wesen nicht Materie und Zahl, sondern schöpferische Dauer, „durée créatrice", was allerdings besser mit „schöpferisches Geschehen oder Werden" zu übersetzen ist, da wir mit dem Begriff der Dauer allzu leicht den Sinn des ruhenden Seins verbinden. Wo sich ein Starres, Ruhendes und sich Gleichbleibendes findet, da handelt es sich um eine Erstarrung, um einen Abfall des Werdeprozesses, der auf dem Wege der Entwicklung liegen geblieben ist. Durée créatrice ist in Bergsons Philosophie ein Zentralbegriff, um den sich beinahe alles gruppiert. Es ist der schöpferische Lauf des Lebens in seiner Entwicklung. Die Welt wird also, ähnlich wie bei Fechner, vom Leben aus zu verstehen gesucht, nicht von der toten Materie aus, wie der Intellekt es will. Sie ist ein gigantischer Organismus, überall vom Leben durchflossen, überall neues Leben schaffend, und rastlos weiter wachsend. Mit dieser Auffassung wird Bergsons Philosophie zu einer Entwicklungslehre.

Aber wie haben wir uns nun diese Entwicklung zu denken? Zwei Auffassungen stehen sich gegenüber: die mechanistische, die nach dem Vorbilde Darwins versucht, die Entwicklung kausal zu erklären, und die teleologische oder finale, wie sie etwa die Neolamarckisten und Neovitalisten vertreten, die in der Entwicklungsreihe nicht nur zurückliegende Ursachen, sondern erstrebte Zwecke und Ziele als wirksam denken. Beide haben nach Bergson nur zum Teil recht und damit im ganzen unrecht. Denn beide Auffassungen bestimmen im Grunde die Entwicklung zum voraus, die mechanistische von rückwärts und die teleologische von vorwärts. Sie verkennen damit ihr schöpferisches Wesen, das nicht in einen

solchen Rahmen hineingepresst werden kann. Beide Theorien sind dem Verstande entflossen, der mit den Ursachen und Zwecken sein Netz von Begriffen über die lebendige Wirklichkeit zu werfen sucht. Die teleologische Auffassung, die oft der mechanistischen als eine wertvollere und geistigere gegenübergestellt wird, ist nur die Umkehrung der andern und vernachlässigt ebenso wie sie die Durée créatrice, die wirklich Neues hervorbringt. Keine der bestehenden Entwicklungstheorien findet so Gnade vor Bergsons Augen, weder der reine Darwinismus, noch die Mutationslehre von De Vries, noch die Orthogenesis Eimers, noch der Neolamarckismus; am ehesten noch der neovitalistische Standpunkt, wie ihn die Philosophie des Organischen von Driesch vertritt, obschon dessen Entelechiebegriff Bergson schwerlich genügen dürfte. Er wirft im besondern der mechanistischen Theorie vor, dass sie Ursachen mit auslösenden Bedingungen verwechselt. Er macht das wie so oft an einem Bilde deutlich: Die Ursache eines losgehenden Schusses liegt nicht in dem Rucke des Drückers an der Pistole, sondern in der aufgespeicherten explosiven Energie des Pulvers. Der Drücker spielt nur die Rolle einer auslösenden Ursache, also einer Bedingung, die erfüllt werden muss, wenn die effektive Ursache wirksam werden soll. In der Evolution créatrice macht Bergson das Analoge dieses Vorgangs an der biologischen Entwicklung des Auges überzeugend klar.

Der teleologischen Entwicklungslehre hält Bergson im besondern vor, dass sie apriorisch und unbelehrt durch die Erfahrung, der Entwicklung einen vorausgesetzten Plan zuschreibt, dem die verschiedenen Entwicklungsreihen entgegen konvergieren sollen. Welchen Weg aber die Entwicklung geht, ist nicht zum voraus apriorisch festzustellen, sondern erst durch das Werden. Auch lehrt uns die Erfahrung, dass das Leben nicht konvergierend fortschreitet, sondern divergierend. Es faltet sich auseinander, es differenziert sich in unendlichen Abstufungen. Es macht nirgends einen Halt. Was so scheint, sind Sackgassen, die der eigentliche Strom des Lebens weit hinter sich zurücklässt als unvorteilhafte Versuche. Das Leben ist daher durchaus dynamischer Natur und nirgends als etwas Statisches zu behandeln. Es ist beständig nur „Modifikation, Störung, Veränderung der Spannung oder der Energie“ und nichts anderes. Was wir früher schon von der

Bewegung sagten, das selbe gilt von diesem lebendigen Werden. So wie eine Bewegung nicht in Stationen verläuft, sondern in einem einzigen Schwung, in einem Geschehen, so ist das Leben kontinuierliche Schöpfung, die in zahllosen Erschütterungen verlaufend stets neuen und unvorhergesehenen Schöpfungen entgegeneilt.

Alles Werden geschieht in der Zeit. Aber das ist nicht die Zeit des Mathematikers. Diese wird gemessen mit dem Raume, wie wir früher gesehen haben. Zeiterscheinungen werden von der Wissenschaft als Raumstrecken darzustellen gesucht. Zeit ist für sie Zahl und Länge. Eine Folge von qualitativ verschiedenen Zuständen sucht sie als numerische Vielfaltigkeit, als eine Sukzession von Räumen zu begreifen. Ebenso sucht der gewöhnliche Verstand die Zeit so wie den Raum als etwas Leeres, als ein homogenes Milieu zu denken. Wenn der Raum, bildlich gesprochen, vorgestellt wird wie ein Zimmer, in das die Dinge wie Möbel hineingestellt werden, so könnte die Zeit dem Verstande erscheinen wie eine lange gleichartige Schnur, auf der die Perlen der Ereignisse aufgereiht werden. Dieser Zeitbegriff ist außerordentlich praktisch, wo es sich um materielle Verhältnisse handelt, denn man kann damit, mit dieser „poussée d'immobilités", rechnen und handeln. Aber diese Zeit *dauert* nicht. Sie ist eine andere, als die wir erleben, die nicht Länge, sondern Geschehen ist, ein ruheloses Wachsen und Werden, das wir erleben als eine Folge von qualitativ verschiedenen Zuständen, eine beständige Bereicherung, eine wirkliche Bewegung, die wie ein Lichtstrahl durch ein Spektrum läuft und sich in unmerklichen Übergängen mit seinen Nüancen färbt. Diese wirkliche erlebte Zeit ist unvergleichbar mit dem Raume. Auch nicht in der Weise, dass man sie, wie Kant es versuchte, als die Anschauung des innern Sinnes dem Raume als Anschauung des äußern Sinnes gegenüberstellt. Wie unvergleichbar ist doch die durchlaufene Raumstrecke zweier Uhrzeiger, eine bloße Länge, mit den seelischen Zuständen, die sich in ununterbrochener Folge durchdringen, gegenseitig auf einander abfärben und eine ganze Skala von Intensitäten durchlaufen! Die Unvergleichbarkeit mit dem Raume geht schon aus der Unumkehrbarkeit der Zeit hervor. Bei einer Linie im Raume ist es gleichgültig, in welcher Richtung sie durchmessen wird. Bei der Zeit

verläuft das Geschehen in einer ganz bestimmten und unumkehrbaren Richtung als eine Folge von Phasen, von rhythmisch bewegten Zuständen wie eine Melodie, die sich in einer Richtung entfaltet, und umgekehrt allen Sinn verliert. Der Rhythmus dieses Geschehens ist durchaus nicht gleichartig und unabänderlich (worauf auch Einstein's Relativitätstheorie der Zeit, wenn auch von andern Gesichtspunkten aus, hinweist), sondern wechselnd und verschieden in verschiedenen Medien. Die Materie hat einen andern Rhythmus als der Geist. In der geistigen Welt selber wieder sehen wir eine unabsehbare Verschiedenheit von Rhythmen. Im Traum, in den paar Sekunden eines Absturzes drängen sich Ereignisse zusammen, die sonst Jahre beanspruchen. In Gegenwart eines lieben Menschen hat die Zeit einen andern Schlag als zusammen mit einem Langweiler.

Mit dieser Unterscheidung zwischen der Zeit als Länge, wie sie der Verstand kennt, und der Zeit als schöpferisches Werden, wie sie die Intuition erlebt, hat Bergson wohl eine seiner wichtigsten und einleuchtendsten Entdeckungen gemacht. Sie schien in der Luft zu liegen; denn auch andere gegenwärtige Philosophen, wie zum Beispiel Husserl, wiesen unlängst auf die Zeit hin, die nicht mit dem Chronometer zu messen ist, sondern nur als lebendiges Werden, als schöpferische Entwicklung zu erleben ist.

ZÜRICH ADOLF KELLER

(Schluss folgt)

THEATER UND KONZERT

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Pietätvoll ehrte das Zürcher Theater den hundertsten Geburtstag Georg Büchners (17. Okt. 1813) mit einer Aufführung seines Revolutionsdramas *„Dantons Tod“*. 1835 war das Stück entstanden, aus aufgeregter politischer Zeitstimmung heraus, unter dem Stachel der drohenden Verhaftung und des fieberhaften Betreibens der Flucht vor den Fangarmen der erbarmungslosen Demagogenriecherei. Im Februar 1837 beschloss Büchner in Zürich, wo er ein Asyl gefunden und einen wissenschaftlichen Wirkungskreis als Dozent sich auftun sah, sein junges Leben. Der Typhus hat ihn weggerafft. Ein Denkstein auf dem Germaniahügel bezeichnet seine Ruhestätte und ehrt sein Gedächtnis.

Dem Drama des 23jährigen nachzurechnen, dass es kein vollendetes Werk sei, können wir uns ersparen. Misst man es an berühmten Jugenddramen der Literatur, so fällt wohl auf, dass die dichterische Begabung Büchners sich mehr im Episodischen als im großen einheitlichen dramatischen Wurf offenbart. Die Figur